

Johann Jakob Scheuchzers Beziehungen zum Glarnerland

Autor(en): **Mandl, Georg Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **70 (1985)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584639>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann Jakob Scheuchzers Beziehungen zum Glarnerland

Von Georg Thomas Mandl

Am 23. Juni 1983 jährte sich zum 250. Mal der Todestag von Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733). Ich habe das zum Anlass genommen, den Beziehungen dieses bedeutenden Universal-Gelehrten zum Glarnerland nachzugehen.

Scheuchzers gewaltiges Werk umfasst neben seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes und der Beschreibung der neun Alpenreisen auch die hervorragende Schweizerkarte aus dem Jahre 1712, welche fast ein Jahrhundert lang in ganz Europa als Grundlage für alle Reisen in die Schweiz diente und neben drei Auflagen in Zürich dreimal in Holland nachgedruckt wurde. Ein weiteres bedeutendes Werk ist sein aus vier Folianten bestehender naturwissenschaftlicher Kommentar zur Bibel, die *Biblia Sacra*, als Scheuchzers Kupferbibel bekannt, welche mit 750 Kupfertafeln von Johann Melchior Fuessli ausgestattet war.

Scheuchzers Alpenreisen brachten ihm die Mitgliedschaft der damals von Sir Isaac Newton präsidierten Royal Society in London, welche dann auf eigene Kosten eine mit Kupferstichen ausgestattete lateinische Ausgabe der Alpenreisen 1708 veröffentlichte. Man muss bedenken, dass in der damaligen Zeit die Alpen als wilde und unerforschte Gegend galten, welche nur mit grösster Gefahr auf wenigen Passstrassen einigen wenigen Reisenden zugänglich war. Der Aberglaube jener Zeit versetzte Geister und Drachen in die Berge. Ein Gemälde einer Alpenlandschaft wäre in keinem Salon der damaligen Zeit denkbar gewesen. Die orthodoxe reformierte Obrigkeit in Zürich, sowie die äusserst konservativen, durch die katholische Kirche beherrschten Behörden in den zentralschweizerischen Kantonen hatten kein Verständnis für Scheuchzers Begeisterung, diese Gebiete für wissenschaftliche Zwecke zu erschliessen. Aus dieser Sicht muss Scheuchzers Leistung beurteilt werden, welche die Schweizerberge der damaligen gebildeten Öffentlichkeit näher brachte.

Von Scheuchzers Werk ist nur ein Bruchteil veröffentlicht. Mehr als 130 Folianten mit Scheuchzers Handschriften harren in der Zürcher Zentralbibliothek der Auswertung und Veröffentlichung. Hinzu kommen 57 Bände mit Scheuchzers Korrespondenz, wovon sich Band 37 mit 250 Manu-

skriptseiten ausschliesslich mit seiner Korrespondenz mit dem Kanton Glarus befasst.

In den Jahren 1688–1690 besuchte Scheuchzer gemeinsam mit dem fast gleichaltrigen Johann Heinrich Tschudi (1670–1729), dem Verfasser der bekannten Glarner Chronik von 1714, das Zürcher Carolinum, wo beide bei Professor Johann Heinrich Heidegger und dem bedeutenden Physik-Professor Johann Jakob Wagner studierten. 1690 kehrte Tschudi in sein heimatliches Schwanden zurück und nahm den kirchlichen Dienst als Diakon auf, während Johann Jakob Scheuchzer seine akademische Laufbahn auf den Universitäten von Nürnberg und Utrecht in den Niederlanden fortsetzte.

Beide stammten aus damals bürgerlichen Familien: Scheuchzer als Sohn des gleichnamigen Stadtarztes in Zürich (1645–1688) und Tschudi als Sohn des Schwandener Ratsherrn Heinrich Tschudi (1631–1694). Tschudi besuchte von seinem 6. bis 13. Altersjahr die deutsche Schule in Schwanden, welche vom Diakon Peter Zeller aus Zürich geführt wurde. Dieser erkannte bald die aussergewöhnliche Begabung Tschudis und empfahl seinem Vater, diesen auf das Zürcher Carolinum zum Studium der Theologie zu schicken (1688). Tschudi interessierte sich, wie Scheuchzer, für sehr viele Bereiche der Wissenschaften und war ein sehr begabter Zeichner und Maler.

Der junge Scheuchzer war bereits ein Jahr früher (1687) in das Kollegium Carolinum in Zürich eingetreten, welches im Grossmünster-Stiftsgebäude untergebracht war und drei Klassen, nämlich die philologische, die philosophische und die theologische führte. Das Hauptfach des Carolinums war die Ausbildung von Geistlichen, und daher musste sich der Unterricht vornehmlich den Bedürfnissen der Theologie-Studenten anpassen. Die Geistlichen wurden hier üblicherweise nach einem fünfjährigen Studium zum theologischen Examen zugelassen, während die Mediziner und Juristen das Carolinum als Vorbereitung zum späteren Universitätsstudium besuchten.

Beim Professor der Theologie, Johann Heinrich Heidegger, trafen sich erstmals der 18jährige Johann Heinrich Tschudi und der damals 16jährige Johann Jakob Scheuchzer. Über Heidegger schrieb später sein berühmter Schüler Scheuchzer: «Ein in der reformierten Kirche hoch begabter Theologus, welcher mein hochgeehrtester Taufpate, weit grösseren Lobes würdig ist, als meine Schuldigkeit demselben beyzulegen vermögend ist». Heidegger war ein Mann von grosser Gelehrsamkeit, der viele theologische Schriften verfasste, welche zur Zeit des Höhepunktes der Orthodxie im schweizerischen Protestantismus erschienen. Wegen dieser Orthodxie des Protestantismus, welche damals zu allen Naturwissenschaften eine

ausgesprochen negative Einstellung hatte, musste sich Scheuchzer während vieler Jahre mit den Zürcher politischen und kirchlichen Behörden auseinandersetzen.

Das Kollegium Carolinum entsprach in jener Zeit den heutigen Mittelschulen. Die Rute wurde dort nicht mehr als Strafmittel verwendet und an ihre Stelle traten Geldbussen. Die Schüler wurden Auditores genannt und fühlten sich nach der strengen Disziplin der damaligen Primarschulen in einer ungewohnten akademischen und persönlichen Freiheit. Diese Freiheit artete schon damals in Streiche aus, so wie sie bis in meine eigene Studienzeit für gleichaltrige Jugendliche erhalten blieben. So berichtet Scheuchzer über die Zeit der Predigt oder des Unterrichtes: «mit herumlegung harzes auf die bänke, darin ander gesessen und behangen, mit annägelung der mäntlen an die bänke, mit einschärung grosser löcheren in die mäntel, mit anhängung papeyrener zedlen an die mäntel, mit hereinbringung einicher vögel in das auditorium» etc.

In seinem ersten Schuljahr im Carolinum war der junge Scheuchzer bereits begeisterter Schüler der Medizin bei seinem Vater, der damals beschloss, seinen Sohn ebenfalls Medizin studieren zu lassen. Doch dieses Studium war nur allzu kurz. Das Schicksal wollte es, dass Scheuchzer seinen Vater in dem Moment verlor, wo er ihn am nötigsten gehabt hätte. Zürich war damals zufolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes von französischen Glaubensflüchtlingen überschwemmt. In deren Gefolge kamen ansteckende Krankheiten ins Land und die Spitäler der Stadt waren bald von Fremden und Einheimischen überfüllt. Die Ärzte Zürichs hatten einen schweren Dienst. Der Stadtarzt Scheuchzer ging ihnen in treuer Pflichterfüllung voran. Tag und Nacht war er um die Kranken. Er wurde von einem Patienten angesteckt, war nur wenige Tage krank und starb. Dies geschah am 2. März 1688; Dr. Scheuchzer war nur 42 Jahre alt geworden.

Der Verlust des Ernährers war ein schwerer Schlag für die Familie Scheuchzer. Die Witwe wandte sich deshalb mit einem Bittschreiben an die Obrigkeit. Sie gedachte darin der selbstlosen Hingabe des Verstorbenen an seinen Beruf und bat die Stadtväter, «sich ihrer fünf meist unerzogenen Kinder zu erbarmen». Am Schluss des Schreibens lenkte sie die Aufmerksamkeit des Rates auf den Umstand, «dass Er mit seinem eltesten Sohn, so 16jährig, von grosser Hoffnung, und bereits schon ein Jahr in Collegio Carolino gestudiert, auch in der Medicin zu underrichten und einen guten Anfang gemacht, aber leider durch solchen frühzeitigen hinscheid diese treuwe institution verschwunden. Und weilen der liebe Gott in denselben ein schönes talent und grossen lust gelegt, so sind wir entschlossen, solchen darin fortfahren zu lassen. Bittend deswegen E. G.

u. W. in aller unterthenigkeit, obiges alles wol zu beherzigen, damit dieser Knab das kostbare Studium köne continuieren, uff das Er in kurtzen dem lieben Vatterland darmit auch treuwe dienst leisten könne». Der Rat bestimmte daraufhin, dass die Witwe das Einkommen ihres Mannes noch bis Weihnachten 1689 geniessen sollte.

1690 trennten sich Scheuchzer und Tschudi, nachdem letzterer sein Studium in Zürich unterbrach und nach Schwanden zurückkehrte. Er hatte grosse Hoffungen, ein Stipendium des Königs von England, welcher zu dieser Zeit Gespräche über ein Bündnis mit den eidgenössischen Orten führte, zur Fortsetzung seiner Studien auf einer der englischen Universitäten zu erhalten, welches jedoch nicht zustande kam. Nach zweimonatigem Privatstudium in Schwanden ging dann Tschudi nach Basel, um dort sein Theologiestudium abzuschliessen. Dies sah sein Vater nur sehr ungern, da «die Studenten dort allzuviel Freiheit haben und deshalb mehr an Sitten verböseret werden als an denen Studiie zunehmen». Vor den Toren Basels sagte daher Tschudi zu seinem Gefährten Dietrich Wyss: «Nun wolle Gott, dass wir nicht schlimmer hinaus, als wir jetzt hineingehen.»

Bereits nach einem halben Jahr wurde Tschudi nach einer Probepredigt in der Martinskirche in Basel in das Ministerium aufgenommen, und so nahm er nach einem «guten Schmaus» von Basel Abschied und kehrte zur freudigen Überraschung seiner Familie am 7. November 1690 nach Schwanden zurück. Hier hielt er Predigten und reiste talauf, talab.

Scheuchzer setzte indessen seine Studien auf dem Carolinum fort, und am 1. September 1691 richtete er ein Gesuch an den Bürgermeister und Rat von Zürich, ihm ein Stipendium für die Fortsetzung seiner Studien zu gewähren. Dieses wurde durch ein hervorragendes Zeugnis von Dr. Hottinger unterstützt. Der Rat entsprach Scheuchzers Gesuch und erteilte ihm ein Stipendium von 200 Gulden, wobei 50 Gulden bei Abreise und der Rest in gleichen halbjährlichen Raten zahlbar waren.

Ein Studium in Frankreich kam aufgrund der damals feindseligen Einstellung gegenüber Protestanten nicht in Frage, und auch Holland war in den pfälzischen Krieg verwickelt und von Frankreich aus mit einer Invasion bedroht. Scheuchzer entschied sich daher für die Universität von Nürnberg, welche sich in dem 20 km entfernten Städtchen Altdorf befand. Ein weiterer Grund war die verhältnismässig geringe Entfernung von Zürich und Scheuchzers Interesse an Professor Johann Christoph Sturm, der in Altdorf Physik und Mathematik lehrte. Scheuchzers bereits erwähnter Taufpate, Professor Heidegger, war mit dem in Altdorf lehrenden Professor Wagenseil befreundet und schrieb ihm ein warmes Empfehlungsschreiben für Scheuchzer, um sich dessen bei seiner Ankunft in

Altdorf anzunehmen. Am 9. April 1692 verliess der nun 20jährige Scheuchzer Zürich und reiste mit der Postkutsche über St. Gallen, Lindau und Augsburg nach Nürnberg, wo er nach elftägiger Reise am 20. April eintraf.

Das 1575 durch die Stadt Nürnberg in Altdorf gegründete Gymnasium wurde 1623 durch Privileg Kaiser Ferdinands II. zur Universität erhoben und war zur Zeit Scheuchzers eine bedeutende Hochschule Deutschlands. Heute besteht sie nicht mehr, nachdem sie 1809 als Universität aufgehoben wurde. Scheuchzers mitgebrachte Empfehlungsbriefe wirkten wahre Wunder. Professor Wagenseil erklärte sich sofort bereit, Scheuchzer mit seinen zwei Zürcher Kollegen an seinen Tisch zu nehmen. Scheuchzer verbrachte in Wagenseils Familie und Studentenkreis viele interessante Stunden. Er war in Altdorf vom Studium der Naturwissenschaften bei Professor Sturm so begeistert, dass er die Medizin etwas vernachlässigte, wobei auch ein Mangel an Anatomieunterricht dazu beitrug. Auch gab er sein gesamtes Geld für Bücher und naturwissenschaftliche Studienreisen in der Umgebung von Nürnberg aus, so dass bald Mahnbriefe seiner Mutter in Altdorf eintrafen. Seine finanzielle Bilanz war katastrophal. Nach etwas mehr als einjährigem Aufenthalt in Altdorf hatte er 1000 Gulden ausgegeben, das Fünffache dessen, was er als Stipendium vom Zürcher Rat erhalten hatte.

Im gleichen Jahr wurde sein Freund, Johann Heinrich Tschudi, in Schwanden zum Diakon gewählt und erhielt als Besoldung 170 Gulden pro Jahr, was das Verhältnis von Scheuchzers Ausgaben für seinen Studienaufenthalt in Altdorf hervorhebt. Als Scheuchzer im Juli 1693 Altdorf verliess, musste er seine Bücher bei seiner Wirtin als Pfand für die nicht bezahlte Miete hinterlassen und kam, mit dem Wechsel eines Zürcher Kaufmanns ausgestattet, an seinem neuen Studienort in Utrecht an. Er reiste mit der Postkutsche von Nürnberg über Würzburg nach Frankfurt am Main und von dort per Schiff bis Amsterdam. Als er dort seinen Wechsel zur Auszahlung vorwies, verweigerte der dortige Kaufmann die Auszahlung, da er irrtümlicherweise seinen Zürcher Handelspartner als Gläubiger anstatt als Schuldner in seinen Büchern eingetragen hatte. Scheuchzer musste daher um Vorschuss bitten, bis nach 10 Tagen der Irrtum aufgeklärt war, und er sein Geld ausbezahlt bekam. Gleich stürzte er sich mit grosser Begeisterung und Fleiss ins Studium der Medizin und versuchte, durch ein sehr sparsames Leben mit einem Budget von 300 Gulden pro Jahr sein Studium zu beenden. Scheuchzers Familie und auch der Zürcher Rat zeigten sich grosszügig, um ihm die Beendigung seiner Medizinstudien in Utrecht zu ermöglichen, und es wurde ihm die Frist bis 1694 verlängert. Am 16. Januar 1694 hatte Scheuchzer bereits

seine Dissertation nach damaligem Brauch verteidigt und seine Doktorprüfung bestanden.

Er machte dann die für die damalige Zeit übliche akademische Reise über Amsterdam, Leiden, wo auch sein Vater studiert hatte, und Den Haag, wo er einige Zeit an der Nordseeküste in Scheveningen verbrachte. Von hier reiste er per Schiff über die Zuidersee nach Harlingen und fuhr dann über die nordholländischen Kanäle über Leuwarden und Groningen, wo er überall einige Zeit verbrachte. Anschliessend kehrte er nach zwei-monatiger Reise über Hannover und Oldenburg nach Nürnberg zurück, wo er von seinen Freunden mit Freude empfangen wurde. Von da reiste er nach Leipzig und, nach einem naturwissenschaftlichen Aufenthalt im Erzgebirge, über Böhmen zurück in seine Heimat, wo er 1694 eintraf.

Kaum hatte er sich in Zürich umgesehen, ergriff ihn die Begierde, «eine Reise durch die Gebirge und Städte der Schweiz zu unternehmen, hauptsächlich in der Absicht, die selteneren Pflanzen unserer Berge zu suchen und heimzubringen. Mit Gottes Hilfe gelang das Unternehmen nach Wunsch. In der Zeit vom 14. Juli bis 4. August 1694 durchwanderte ich die Kantone Zug, Luzern, Unterwalden, Schwyz, Uri und einen grossen Teil des Bündner- und Glarnerlandes. Dabei bestieg ich den Rigi, den Pilatus, den Crisbalt und andere Berge.» Das Manuskript ist leider verschollen, so dass weitere Einzelheiten über diese erste Alpenreise nicht mehr bekannt sind. Hier begegnete Scheuchzer auch wieder erstmals seinem alten Freund Johann Heinrich Tschudi in Schwanden. Der Aufenthalt in der Fremde, welcher den Sinn für das, was die eigene Heimat bietet, erst eigentlich zu wecken pflegt, hatte diesen Wunsch dann zur wahren Begierde werden lassen.

Die Schweizerberge stiessen im Ausland bei Sammlern und Gelehrten auf vermehrtes Interesse, weil man sich dieselben als ideale Jagdgründe für Naturbeflissene vorstellte, und es besteht kein Zweifel, dass Scheuchzer oftmals – einen Schweizer konnte man sich im Ausland nicht anders als zwischen himmelhohen Bergen aufgewachsen vorstellen – mit diesbezüglichen Fragen bestürmt wurde. Jedesmal, wenn er keine Antwort geben konnte, mag er sich nicht wenig geschämt haben, über die Naturwunder seiner eigenen Heimat wenig mehr zu wissen als ein Ausländer. Wenn er dann versprach, durch künftige Exkursionen in die gebirgigen Teile der Schweiz das Versäumte nachzuholen, ermunterten ihn seine Freunde dazu und baten ihn, auch an sie zu denken, falls er in den Bergen seltene Pflanzen oder Mineralien fände. Die unmittelbare Veranlassung zu seiner ersten Alpenreise ist denn auch ein derartiges Versprechen gewesen, wie aus dem folgenden Brief an den Leipziger Naturwissenschaftler Professor Rivinius hervorgeht:

«Dass meine Wenigkeit sich ihrer Excellenz mit diesen Zeilen zu nahen wagt, bitte ich gütigst entschuldigen zu wollen. Es geschieht einmal, um Ihnen für die unverdient liebenswürdige Aufnahme zu danken, mit der Sie mich auf meiner kürzlichen Durchreise durch Leipzig beglückten, als ich Sie aufsuchte, um Ihnen die Bereitwilligkeit meines hochverehrten Gönners, des Herrn Dr. Lavater, kund zu tun, Ihnen auch fernerhin seine Dienste, speziell botanischer Natur, anzubieten. Ein weiterer Grund dieses Schreibens ist mein von Ihnen nicht so sehr abverlangtes, als von mir spontan gegebenes Versprechen, für sie Alpenpflanzen zu suchen. Ich bin dermassen für die Botanik begeistert, dass ich vor Verlangen wahrhaft brenne, mich in dieser edlen und nützlichen Wissenschaft weiter auszubilden.

Anderer Meinung und Veranlagung allerdings sind die meisten Ärzte in den papistischen Kantonen der Schweiz, die sich keinen Pfifferling um die Botanik bekümmern, obwohl sie am Fuss der Berge und Alpen wohnen. Statt die vor ihrer Nase liegenden Berge zu besteigen, schauen sie dieselben kaum an, geschweige denn, dass sie diese wundervolle Gelegenheit, zu botanisieren, mit beiden Händen gierig erfassen. Sie hätten es meiner Ansicht nach ganz und gar verdient, dass sie aus dem Kräutergarten, in dem sie wohnen, quasi als Geistesgestörte hinausgeworfen würden, um Platz zu machen für andere, forschbegierigere und die Botanik pflegende Ärzte.

Was mich anbetrifft, so verspreche ich Ihnen feierlich, Ihnen nach und nach die meisten Alpenpflanzen zu verschaffen, und bitte Sie, mir Ihre Gunst, die ein jeder im Interesse seiner Fortschritte in der Botanik hochschätzt, auch weiterhin zu gewähren. Ihre Excellenz dem Schutze des Allerhöchsten empfehlend, verbleibe ich

Ihrer Excellenz ergebener
J.J. Scheuchzer»

Wie man aus diesem Brief erkennt, ist der junge Arzt voller Eifer und Begeisterung für die Naturwissenschaften, obschon er für die Werte, die er schaffen will, keinen höheren Lohn erwartet als die innere Befriedigung und die Achtung der gelehrten Welt.

Scheuchzers Bemühungen, in Zürich eine Arztstelle zu erhalten, blieben anfänglich erfolglos. Für eine Privatpraxis hatte er nicht genügend Mittel, und auch die Stadt Zürich verfügte zu dieser Zeit über mehr als genug Ärzte. Erst als am 14. Dezember 1695 Dr. Wagner, Scheuchzers Physik-Professor aus seiner Studienzeit im Carolinum, starb, konnte Scheuchzer seine Nachfolge als Waisenhausarzt und Mathematik-Professor antreten. Dies gab ihm zwar nur ein bescheidenes Einkommen, aber es ermöglichte ihm als Nachfolger Wagners auch, für die Stelle des Kurators

der Bürgerbibliothek und als Verwalter des Zürcher Naturalienkabinetts gewählt zu werden.

1694 trat Scheuchzer dem nach ausländischem Vorbild neu gegründeten akademischen Verein «Kollegium der Wohlgesinnten» bei und amtierte bis 1709 als dessen Aktuar. Von den dort diskutierten Themen möchte ich folgende nennen:

«Von dem gottlosen und närrischen Gebrauch der Duelle

Ob die Cometen verbotten göttlicher Straffen oder Weltveränderungen seyen

Ob ein zweyköpfige Geburt zwey Seelen habe oder als zwey Menschen sol angesehen werden

Woher die Mohren schwartz seyen

Wo die Storchen und Schwalben ihr Winterquartier haben

Ob eine Christliche Oberkeit mit gutem Gewissen könne erlauben öffentliche Comedien, Seiltänze etc.

Ob und wie der Teufel mit einer Weibsperson sich fleischlich könne vermischen

Ob ein Eidgnossschaft die Befugsam hette zu adlen, oder, wann sie je die Freyheit hat, warum solches Recht nit brauche

Ob Judas eine grössere sünd begangen, da er Christum verrathen, oder, da er sich selbst erhenkt

Ob der Atheismus nothwendig corruptionem morum mit sich bringe

Woher der Herr Christus nach seiner Auferständnuss Kleider genommen

Ob Christus an der Hochzeit zu Cana dass Wasser in weissen oder rothen wein verwandelt habe

Ob die Berge zu anfang der Welt erschaffen worden oder erst hernach in der Sündfluth oder bey andern anlässen entstanden»

Leider bestehen über die Diskussionen und deren Resultate keine schriftlichen Unterlagen.

Aus dieser Zeit möchte ich aus einem Vortrag Scheuchzers «Eine Reise ins Land Utopia» vor der Gesellschaft der Wohlgesinnten zitieren. Scheuchzer weist hier in satyrischer Weise auf seine vielfältige Tätigkeit und mangelnde Anerkennung seitens der Behörden hin.

«Das Schiff der Wohlgesinnten – Scheuchzer hatte der Gesellschaft dieses Emblem gegeben – segelte in ruhiger Fahrt im Stillen Ozean, nach Zeiten von Sturm und Gefahr. Aus Langeweile und Mangel an Arbeit war der Vortragende eines Tages in den Mastkorb geklettert und hatte in weiter Ferne eine Insel erblickt. Er liess sich nach dem unbekanntem Land rudern. Den grössten Eindruck machte ihm ein Haus, in dem lauter Gelehrte zum Wohl und im Dienst des Landes arbeiteten. Jeder hauste in

einem eigenen Zimmer, die gleich weit von der Bibliothek und der Naturalienkammer entfernt waren und deren jedes eine Anschrift trug, aus der sogleich ersichtlich war, womit sich der betreffende Gelehrte beschäftigte. Der Name dieses Landes war Utopia.

Der erste dieser Gelehrten hiess Polyglossus. In vielen Sprachen bewandert, befasste er sich vornehmlich mit derjenigen seines Landes. Er arbeitete an einem Idiotikon, einem Wörterbuch der heimischen Sprache.

Der zweite, ein Geographus, zeigte sich in allen mathematischen Wissenschaften wohl bewandert. Die Wände seines Zimmers waren bedeckt von Übersichts- und Spezialkarten seines Landes. Vor sich hatte er eine geographische Beschreibung seiner Heimat.

Der dritte, ein Heraldicus, befasste sich mit der Wappenkunde, den Wappen des Landes. Er zeigte sich auch in der Geschichte und den verworrenen Irrgängen der Genealogie wohl bewandert.

Der vierte hatte eine *Historia ecclesiastica* vor sich. Er studierte die Geschichte der religiösen Entwicklung des Landes von den ersten Anfängen an.

Der fünfte, ein Politicus, studierte die Staatswissenschaft seines Landes, die Art und Beschaffenheit seiner Regierungsformen. Er hatte den Auftrag, eine Einwohner- und Vermögensstatistik des Landes zu führen und auf Mittel zu sinnen, den Vermögensstand zu wahren, neue Einnahmequellen und Industrien zu schaffen und unnötige Ausgaben abzustellen, in steter Verbindung mit dem Finanzamt des Landes.

Der sechste, ein Historicus, zeichnete alle Begebenheiten des Landes und der einzelnen Orte auf, wie sie sich von Anfang an bis auf seine Zeit zugetragen hatten. Er führte Buch über alle Eidesformeln und über das Ceremoniale bei Ämterbestellungen und bei Empfängen fremder Diplomaten und Würdenträger.

Der siebte wurde Biographus genannt. Er beschäftigte sich mit Lebensbeschreibungen und Sammlung von Abbildungen aller Helden, Gelehrten und Künstlern des Landes und verzeichnete sie in chronologischer wie alphabetischer Reihenfolge.

Der achte, der Mathematicus, hatte besonders viele Aufgaben. Er war auf dem Finanzamt beschäftigt und Gerichtsexperte bei allen schwierigen Finanzhändeln. Als Geometer besorgte er die Ausmessung aller Grenzen des Landes und seiner Herrschaften, auch diejenige der Felder, Wälder und Wiesen zur Erstellung von Verzeichnissen für Zehnten und andere Gefälle. Auch in Erbstreitigkeiten, die Äcker und Weinberge betrafen, wurde er zugezogen. Er hatte auch grossen Zulauf von gemeinem Volk und von Standespersonen, die seinen Rat einholten in Krankheit, vor Reisen oder anderen Unternehmungen, welche er alle weiss gar artig an

der Nase herumzuführen». Als trefflichem Architekten war ihm das Bauamt übertragen; für alle öffentlichen Bauten hatte er Pläne, Modelle und Kostenvoranschlag selber herzustellen. Als Ingenieur waren ihm die Festungsbauten anvertraut, und als Mechaniker hatte er ständig neue Maschinen zu ersinnen zur Erleichterung der Arbeit der Einwohner.

Der neunte, ein Antiquarius, registrierte im ganzen Land alle alten Gebäude und Inschriften.

Der zehnte, ein Jatrophilus, war bemüht, den Landeseinwohnern die Kunde von der Natur zu nützlichem Gebrauch zu vermitteln. Er zeigte, wie der Schöpfer dem Land alle Mittel gegeben hat, um die Gesundheit zu erhalten, sich vor Krankheiten zu schützen und verlorene Gesundheit wieder herzustellen. In einer *Medicina domestica* verzeichnete er alle Heilwirkungen der einheimischen Pflanzen, Tiere und Mineralien und zeigte, dass die Einwohner die Einfuhr fremder Arzneien aus fernen Ländern nicht nötig haben, gleichzeitig Anleitung gebend, wie die einheimischen in Krankheitsfällen zu gebrauchen seien.

Der elfte war der Acarnan. Dieser untersuchte die Naturgeschichte des Landes, seine physikalische Geographie und unternahm zu diesem Zweck unzählige Reisen, selbst auf die höchsten Berge, mit grosser eigener Mühe und vielen Kosten. Er kehrte von keiner Reise zurück, ohne auch für den Geographen reiche Beute von Wissen heimzubringen. (Acarnan war Scheuchzers eigener Gelehrtenname in der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, in die er im Jahre 1697 aufgenommen worden war.)

Der zwölfte, Censor genannt, hauste in einem Zimmer, von dem aus man in alle verborgenen Winkel und Gassen der Stadt sehen konnte und das ganze Umgelände im Blickfeld hatte. Als «subtilem, judiziösem Kopf» wurde ihm alles hinterbracht, was im öffentlichen Leben, in zivilen und kirchlichen Angelegenheiten, im Rat, in den verschiedenen Gerichten, auf der Chorherrenstube vor sich ging, stets unter Erörterung der besonderen Umstände. Er betrachtete alles unparteiisch, prüfte es und gab seine Weisungen zur Korrektion nach «seiner guten Vernunft, trefflichen Erudition und uninteressierten Aufrichtigkeit», welche bei ihm um so gesicherter war, als er ohne Weib, ohne Kinder, ohne Erben, ohne Verwandte und ohne Freunde war, denen er besonders verbunden gewesen wäre.»

Scheuchzer schloss seinen Reisebericht mit der Frage an die Zuhörer, ob sie ihm wohl sagen könnten, «ob diese Reise eine wahrhafte Geschichte oder ein leerer Traum gewesen sei». Was an seinem Gelehrtenhaus besonders auffällt, ist der Umstand, dass in demselben nicht Forschung um ihrer selbst willen betrieben wird, sondern ausschliesslich im Dienst und zum Nutzen des Staates, dessen Zielen sie untergeordnet bleibt, ein Pragmatismus, wie ihn wohl nie eine Akademie verwirklichte. Auf der

andern Seite wird der Wissenschaft im öffentlichen Leben ein hoher, bestimmender Rang zugewiesen; sie wird aus der Enge der Schul- und Studierstuben befreit und mit dem pulsierenden Leben in Verbindung gebracht.

Viele Spezialfragen wirft dieser Vortrag auf: Scheuchzers Stellung zum Naturrecht, seine Konzeption einer auf ein Land zugeschnittenen Heilkunde mit an Paracelsus anklingenden Ansichten, seine Auffassung von Botanik und Zoologie in ihrer Stellung zur Medizin, die Frage nach der eigentlichen Natur dieses Zensors, eines obersten Gewissens über dem Staat und seinen höchsten Funktionären. Von besonderer Bedeutung ist der Vortrag aber für die Kenntnis Scheuchzers selbst. Was die 12 Gelehrten, befreit von Brotsorgen und Brotberufen, in angestrengter Arbeit zum Nutzen ihres Landes arbeiteten, das alles hat er selber neben seinem Brotberuf in titanenhaftem Ansturm beinahe allein leisten wollen; allein leisten wollen wohl nur deshalb, weil er von der Notwendigkeit dieser Aufgabe überzeugt war und keine Mitarbeiter sah. Dass die Leistung als solche Torso bleiben musste, vermindert die Grossartigkeit des Versuches nicht. Im Licht dieser Vision erscheinen seine vielen Unternehmungen nicht mehr als Zersplitterung; sie entsprossen alle einem gemeinsamen Muttergrund.

Nachdem Wagners 1680 erschienene lateinische Naturgeschichte «*Historiae Naturalis Helvetiae Curiosa*» längst vergriffen war, entschloss sich Scheuchzer, eine eigene Naturgeschichte des Schweizerlandes herauszugeben. Er war sich bewusst, dass er dieses Unternehmen nicht allein ohne Mithilfe anderer durchführen konnte. Daher versandte er 1699 einen deutsch und lateinisch verfassten Einladungsbrief mit über 180 Fragen und Problemen aus allen Gebieten der Naturgeschichte, welchen er nicht nur an Gelehrte, sondern «an alle, auch gemeinste Leuth, so mit der Natur viel umgehen, und durch sie ihre Nahrung suchen, als da sind Fischer, Hirten, Sennen, Einwohner der Alpen, Baurleuth, Kräuter- und Wurtzengraber» sandte.

Diese Fragen befassten sich hauptsächlich mit Problemen der Geographie, das Auftreten von Erdbeben, ihre Ursachen und Wirkungen; die Länge, Breite und Tiefe von Flüssen, «ob sie grad oder krum, sanfft oder ungestühm daher lauffen?»; ob die Flüsse aus einem See oder einem Gletscher entspringen; die Wasserfälle und deren Höhe, wie weit man das Geräusch derselben höre, ob ein Wind oder Regenbogen entsteht; ob das Land eben oder gebirgig sei, die Höhe der Berge, ob dieselben zu- oder abnehmen, wie nutzbar die Berge bzw. die Alpen wären, ob die Berge eben oder spitz seien und mit Eis oder Schnee bedeckt, die Sonnenscheindauer, Bergstürze, die Gesteine und deren Verwendung, Versteinerungen,

das Vorkommen und die Verarbeitung von besonderen Mineralien und Metallen. Besonders viele Fragen galten den Seen, den Quellen und Bädern: ob die Seen Unwettern unterworfen seien, ob sie im Winter völlig zufrieren, was für Fische sie enthalten, welcher Art die warmen Quellen seien, und wie das Wasser zu den Bädern hingelenkt werde, ob beim Wind eine gewisse zeitliche Regelmässigkeit zu beobachten sei, über die Ursache und Wirkung von Hagel, ob und aus welchen Vorzeichen man ein bevorstehendes Unwetter oder Regen voraussagen könne.

Im Abschnitt über den Schnee fragt Scheuchzer nach der Schneeblindheit. Auch über Lawinen fragt er, wie man ihnen ausweichen solle, und wie lange ein Mensch so von der Lawine überdeckt überleben könne. Bezüglich der Pflanzenwelt erwartet er Nachrichten über Gräser, Kräuter, Büsche, Bäume und deren Nutzen. Bei den Tieren zählt er einen ganzen Katalog von wilden und Haustieren auf und stellt mehr als 40 sehr detaillierte Fragen. Bei der Volkskunde fragt er, ob die Reisenden durch hohe, mit Schnee bedeckten Alpen grösseren Appetit haben, ob sich die Bergbewohner von den Bewohnern der Ebene in Statur, Gesundheit und Aktivität unterscheiden, ob es Leute gebe von Riesenstärke, und wieviele Zwillings- oder Drillingsgeburten vorkommen können, ob die Einwohner scharfsinnig oder von grobem Verstand, zu allerhand Künsten und Wissenschaften tüchtig oder untüchtig, welche Produkte man aus Milch herstellen könne und wie man sie verarbeitet.

Der Erfolg dieser Aktion blieb allerdings hinter Scheuchzers Erwartungen zurück. Die meisten der Befragten fühlten sich durch die Anzahl und Fülle der Fragen überfordert, und zum Schluss musste Scheuchzer fast alle Fragen mit Hilfe seiner Freunde hauptsächlich selbst beantworten.

Scheuchzers insgesamt neun grosse Alpenreisen sind wohl bekannt und veröffentlicht. Über diejenigen, welche ihn durch das Glarnerland führten, wurde im Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus im Jahr 1943 unter dem Titel «Das Glarnerland in den Reiseberichten des 17. bis 19. Jahrhunderts» durch Herrn Jakob Gehring bereits ausführlich berichtet und kommentiert. Auch erschien im Jahrbuch 1973 von Herrn Dr. Eduard Vischer eine äusserst interessante Beschreibung von Johann Jakob Leus Alpenreise von 1705. Johann Jakob Leu (1689–1768), damals 16jährig und ein Schüler Scheuchzers, begleitete ihn auf seiner vierten Alpenreise durch das Glarnerland. Er zeichnete bereits eine sehr gelungene Glarnerkarte, welche zusammen mit drei Zeichnungen der Pantenbrücke in jenem Artikel veröffentlicht wurde. Er wurde später Bürgermeister der Stadt Zürich, ist Gründer der Bank Leu und durch sein 20 Bände umfassendes allgemeines helvetisches, eidgenössisches oder schweizerisches Lexikon aus den Jahren 1747–1765 berühmt geworden.

Er beschrieb die Reise, welche ihn von Niederurnen, Näfels, Netstal und Glarus nach Schwanden führte. Von dort aus bestieg Scheuchzer mit seinen Schülern, begleitet von Johann Heinrich Tschudi und dessen Bruder Thomas Tschudi, den Guppen, um am folgenden Tag die Reise über Linthal, Pantenbrücke, Sandalp, Clariden und Klausenpass ins Urnerland fortzusetzen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, auf Scheuchzers Beschreibung des damals weit und breit berühmten Bades von Niederurnen hinzuweisen: «Es bleibet dieser edle Brunn zu allen Zeiten in gleicher Viele oder Grösse und wachset ab dem Regen nicht, so auch schweint er nicht ab der Dürre. Die Zufuhr der Speisen von allerhand Art, zahmen und wilden Thieren, Rinderen, Kälberen, Schaaffen, jungen Geissen, Gemsthieren, Munggen oder Murmelthieren, rothen und weissen Hasen, Parneysen, Urhanen, Stein-Hasel – und zahmen Hünereen, allerhand der besten Fischen, aus dem Wallenstatter-See, Linth und Zürich-See, so dass man da leben kan von guten Speisen und edlem Wein, in wolfeylem Preis. So ist auch das Landvolk in dieser Gegne, wie im ganzen Canton, freundlich holdselig, verständig, der Gerechtigkeit hold.»

Scheuchzer führte mit Tschudi einen äusserst regen Briefwechsel, welcher zum grössten Teil in der Zentralbibliothek Zürich erhalten ist. Aus diesem geht hervor, dass Scheuchzer, durch die Beschaffung der damals einzigen handschriftlich vorhandenen Kopie der Ägidius-Tschudi-Chronik, Tschudi überhaupt ermöglichte, die Glarner Chronik zu schreiben. Der Briefwechsel befasst sich ausserdem mit der Beantwortung von Scheuchzers Fragen, sowie Tschudis Bitten um Zustellung verschiedener Bücher, für welche er dann nach Übersendung Scheuchzer dankt. 1705 bittet Tschudi Scheuchzer um Zustellung von Büchern über Physik und Botanik, da er im Sinne habe, sich im kommenden Winter damit zu beschäftigen. Etwas später ersucht er Scheuchzer, ihm einen Globus zu leihen, da er gegenwärtig einigen Schülern Unterricht in Geographie erteile. In einem weiteren Brief berichtet Tschudi über seine Familienverhältnisse und über politische und konfessionelle Fragen seiner Zeit. Er beschreibt Krankheiten in seiner Familie und seiner Gemeindegossen und bittet Scheuchzer um Rat für deren Behandlung. Ausführlich berichtet er Scheuchzer über besondere Naturvorgänge im Glarnerland, z. B. den Bergsturz von Bilten 1725, die Überschwemmungskatastrophe im Grosstal im September 1726, über Lawinenunglücke, Hagel und Frost, über seltsame Funde, ja sogar über eine Bärenjagd. Auch schickt er ihm figurierte Platten aus den Schieferbrüchen bei Matt. Tschudi wird dadurch für Scheuchzer zu seinem Gewährsmann und Mitarbeiter im Glarnerland. In Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes finden wir immer

wieder Hinweise auf Tschudi und besonders auf die damals erst im Manuskript bestehende Glarner Chronik.

Tschudi hat jahrelang an seiner Chronik gearbeitet. Schon 1705 schreibt er an Scheuchzer, dass er «vor dreyen Jahren» mit der Arbeit «an einer Historia Patriae» angefangen habe «und damals zusammengetragen so viel von unsern Glarner Sachen zur Hand gebracht, weil mir aber viel manglet was zur Vollkommenheit des Werckleins notwendig, und hier nichts weiteres zusammenbringen kann, habe müssen aufhören.» Schon damals bittet er Scheuchzer, für ihn in Zürich Umschau zu halten, ob dort nicht weitere «Subsidia» vorhanden seien. Doch während Jahren bleibt nun das angefangene Werk so liegen, wie es Scheuchzer 1705 bei seinem Besuch in Schwanden vorfand. Erst 1709, auf Tschudis nochmaliges dringendes Ersuchen und auf sein Versprechen, damit «behutsam und reinlich» umzugehen, kann ihm Scheuchzer aus der Zürcher Bibliothek nacheinander die vier Bände der Schweizerchronik von Ägidius Tschudi durch eine Botin zukommen lassen. Nun wird das Buch in wenigen Wochen vollendet, «weil, wenn ich eine Arbeit angefangen selbige gern absque interstitiis fortsetze». Er wundert sich selber über die kurze Zeit, in der er mit den einzelnen Bänden fertig wird: «Habe vermeint es wurde unmöglich seyn, innert ein paar Tagen einen so grossen Folianten zu übersehen und alles auszuklauben, und fast in einem Tag ist die Arbeit verrichtet gewesen. Die Begierde, auch die übrigen Theile desto leichter und baldier zu erhalten, war mir ein gewaltiger calcar.» 1710 hat Tschudi das Werk an Buchdrucker Joseph Lindinner in Zürich geschickt. Dort bleibt es abermals lange liegen, ohne dass Tschudi etwas davon erfährt. 1712 befürchtet er bereits, dass es «den Kriegstrouben» zum Opfer gefallen ist. Wieder nimmt sich Scheuchzer auf Tschudis wiederholten Wunsch hin des Werkes an und spricht bei Buchdrucker Lindinner vor. Endlich 1714 erschien diese erste «Glarner Chronik».

Interessant ist auch die Entstehung von Tschudis erster Glarner Karte, welche Scheuchzer in allen Ausgaben seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes veröffentlicht, nachdem sie nach Tschudis Vorbild vom Maler Johann Melchior Fuessli gezeichnet und in Kupfer gestochen wurde. Tschudis eigene hervorragend gezeichnete Karte ist gemeinsam mit Abbildungen von Glarus und Schwanden von Riediger sehr schlecht gestochen worden, und Tschudi beklagt sich in einem Brief an Scheuchzer, der Verleger seiner Chronik «habe sich bei der Reproduktion sehr wenig Zeit und Mühe gegeben und er wisse daher nicht, wie sie denen, welche die Sache verstehen, gefallen werde». Wenn wir heute die Abbildung dieser Karte im Jenny-Kappers Nr. 9 mit derjenigen, welche Johann Melchior Fuessli zeichnete (Jenny-Kappers Nr. 5), sowie mit derjenigen, welche

nach Tschudis Tod, durch Vermittlung seines Sohnes von Holzhab gestochen, 1774 in der Trümpli-Chronik erschien (Blumer Abbildung Nr. 12), vergleichen, haben wir Verständnis für Tschudis Unzufriedenheit.

Interessant sind ebenfalls Scheuchzers Bemerkungen über die Nachbarvölker der Schweiz in seinen Schriften. Nachdem Scheuchzer den Zusammenhang zwischen der Natur des Menschen und der Heimat näher ausgeführt hat, kommt er auf die Völker Europas zu sprechen. Von den Italienern sagt er: «Gegen Mittag haben wir Italien, ein Land, in welchem die Geister subtil und nach dem Willen ihrer Führer zu gutem und bösem sehr tauglich sind. Die Beschaffenheit und Fruchtbarkeit des Landes veranlasst sie eher zu einem weichen, wohlhüstigen Leben, als zu Künsten und Wissenschaften, welche sonst auch nach denen Maximen der herrschenden Religion gehemmt werden.»

«Gehen wir hinüber nach Frankreich, so treffen wir eine mehrere Freimütigkeit und so angenehme Lebensart an, dass die übrigen europäischen Völker daran veräffet, sowohl die Kleider, als Sprache und Lebensweise nachahmen.» Anerkennend wird dessen gedacht, was Italien und Frankreich in Kunst und Wissenschaft geleistet, «aber», sagt er weiter, «es mangelt den Franzosen die Solidität oder Festigkeit, daher die Franzosen dasjenige, was sie in der Eile oerschnappen können, wegnehmen, die Geduld aber nit haben, ob einer Materie lang zu sitzen.»

«Die Deutschen, zu denen wir zum Teil uns auch rechnen, haben, wenn wir den ausländischen und besonders den französischen Scribenten Glauben zustellen, dumme Ingenia und grobe Sitten in groben Leibern.» Scheuchzer verwahrt sich energisch gegen eine solche Auffassung, zählt eine Reihe von Gelehrten auf, die den Nachweis leisten, dass der Deutschen Verstand nicht im Rücken, sondern im Gehirn seinen Sitz habe, und ihre sowohl hohen als niedern Schulen keine Esel zu Lehrern haben. «Ihre herrlichen Schriften wachsen nicht gleich denen Pfifferlingen, sondern kommen sie sauer an, weilen sie ihr Phlegma zu überwinden, die Mühe mit Geduld über alles gehen lassen, was sie sowohl in Künsten als Wissenschaften, in Kriegs- als Friedenszeiten unterfangen.»

Scheuchzer hat sich eingehend und wiederholt mit dem Heimweh als einer spezifisch schweizerischen Krankheit befasst, das namentlich junge Leute, die im Ausland leben müssen, befällt. Diese Krankheit ist nach Scheuchzer dadurch charakterisiert, «dass ein heftiges Verlangen nach dem Vaterlande den Schweizer auf das Bett wirft, und wenn wir unsers Wunsches nicht gewähret werden, dem Tode in Rachen stösst». Es ist also nach Scheuchzer eine gefährliche Krankheit, die die Schweizer viel mehr bedroht als andere Nationen, und er macht den Versuch, die Ursachen davon aufzuklären und den Weg zur Heilung anzugeben.

Die Symptome der Krankheit sind nach Scheuchzer sowohl psychische wie physische: die von Heimweh Befallenen sind traurig bis zur Schwermut und Melancholie; es erfüllt sie Bangigkeit und Angst, sie sind arbeitsunlustig, haben schlechten Schlaf oder sind schlaflos; sie sind durch körperliche Symptome, welche vor allem Kreislauf und Atmung betreffen, bedrückt. Am meisten vom Heimweh befallen sind «Alpenleute», die in den Alpentälern wohnen, im Kanton Bern, Glarus und Graubünden.

Scheuchzer findet, als physikalisch eingestellter Arzt, die Ursache des Zustandes darin, dass die Schweizer, vor allem die «Alpenleute», in viel dünnerer Luft atmen als die Bewohner anderer Nationen, die nicht an solche Höhen gewöhnt sind. Die barometrische Höhenmessung gibt ihm den Beweis dafür, dass die Luft in grösserer Höhe stark verdünnt ist gegenüber dem Tiefland, in welchem die Luftsäule, unter der wir atmen müssen, viel höher ist als im Gebirge. Deshalb werden im Flachland die Gefässe mehr zusammengedrückt, was nach Scheuchzer zirkulationshemmend wirkt und auch die Atmung beeinflusst. Als Erklärung der seelisch-körperlichen Erscheinungen des Heimwehs findet Scheuchzer «das fast beständige Schlagen derjenigen Fibern des Gehirnmarks, in welchem noch die Spuren von den Vorstellungen des Vaterlandes eingedrucket wären».

Die «Kur» dieser blass und traurig aussehenden, vom Heimweh befallenen Menschen ist einfach: möglichst rasche Rückkehr in die Heimat. – Wenn das nicht möglich ist, sollen die vom Heimweh Befallenen wenigstens im Ausland einige Hügel besteigen, damit sie vorübergehend etwas dünnere Luft atmen können. Dazu nennt Scheuchzer Arzneien, von denen man höchstens eine suggestive Wirkung erwarten kann, die aber nach Scheuchzer «Luft» entwickeln, wie etwa der Salpeter.

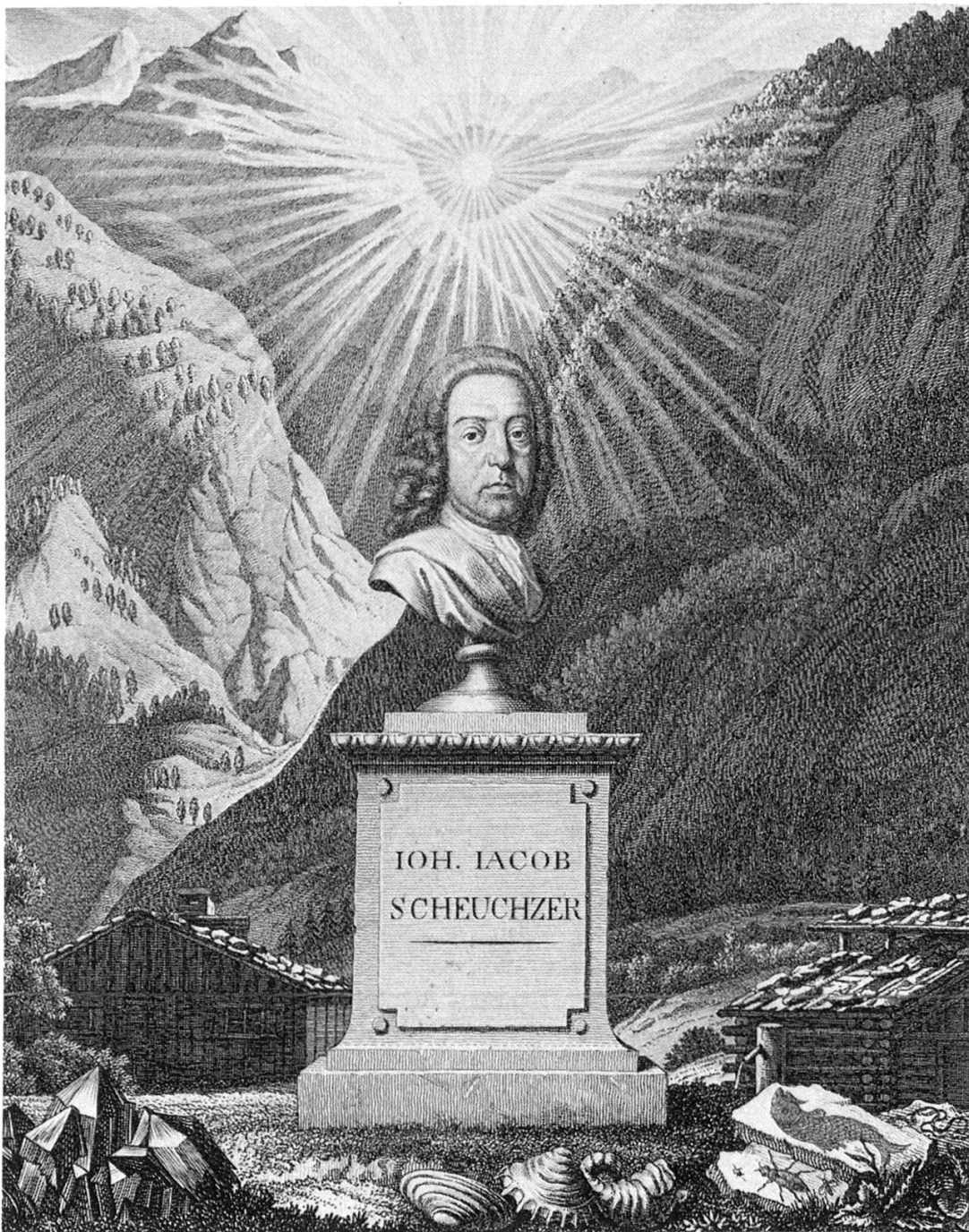
Es gibt noch viele Zitate aus Scheuchzers Werk, die hier in diesem Zusammenhang veröffentlicht werden könnten. Dies würde jedoch den Rahmen und das Ausmass dieser kurzen Würdigung überschreiten. Es steht jedoch eindeutig fest, dass die Freundschaft Scheuchzers mit Johann Heinrich Tschudi aus Schwanden seine Tätigkeit weitgehend ermöglicht und gefördert hat, so dass einer der Grundsteine von Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes im Kanton Glarus zu suchen ist. Ich hoffe, dass meine Hinweise auf Scheuchzers enge Verbindungen mit dem Glarnerland auch hier zu seinem 250. Todestag zu einer entsprechenden Würdigung beitragen werden.



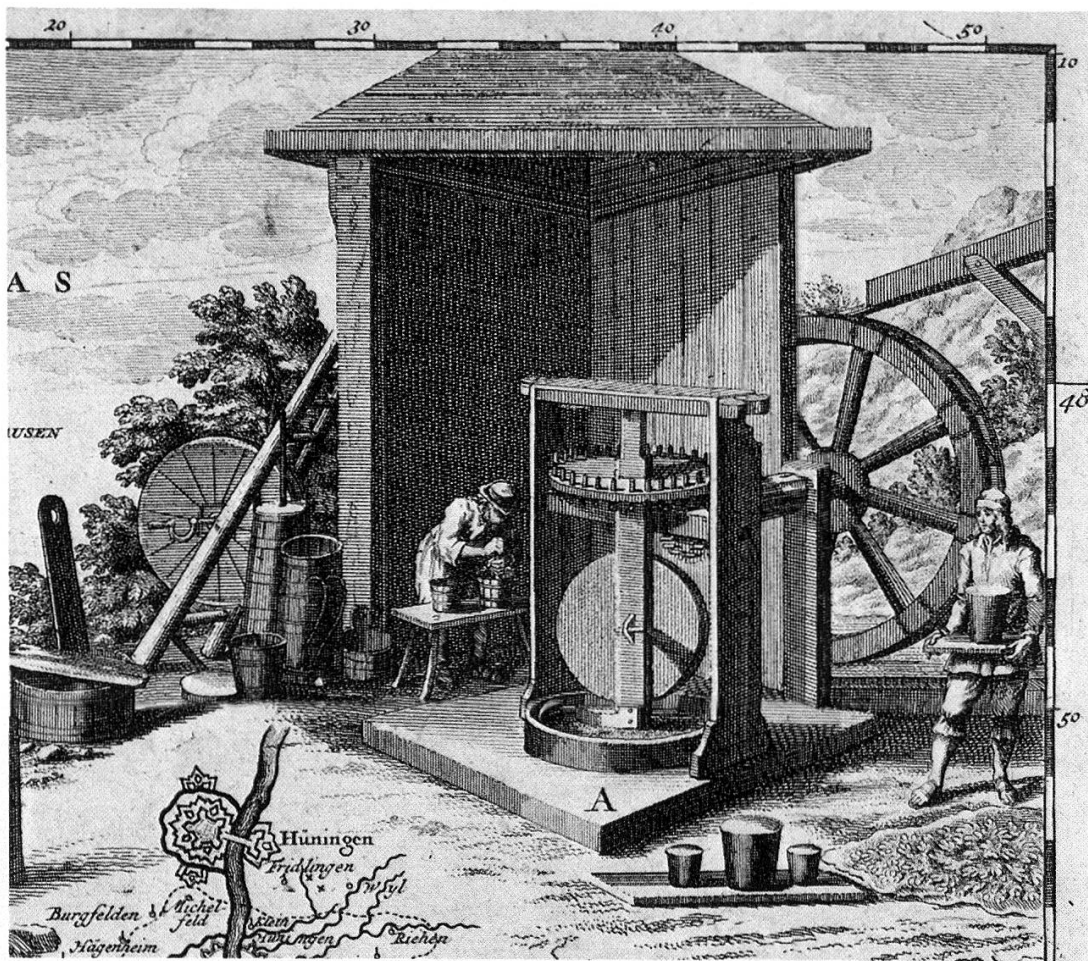
Joh. Jakob Scheuchzer, Kupferstich von Nutting nach einer Zeichnung von Melchior Füssli, London 1708



Landkarte des Kantons Glarus aus Scheuchzers Itinera Alpina, nach Joh. Heinrich Tschudi, Leyden 1723



Das ideelle Scheuchzer Denkmal vor dem Martinsloch in Elm, Kupferstich von Joh. Heinrich Lips, nach Besson, Zürich 1795



Glarner Ziegmühle, oberes Randbild aus Scheuchzers «Nova Helvetiae Tabula Geographica» Nordwest Blatt, Zürich und Amsterdam 1713–1766
 «Die Ziegmühle und andere Instrument, darmit die Glarner Ihre Grünen oder Schabziger machen»

Literatur

- Johann Jakob Scheuchzer*: Beschreibung der Naturgeschichte des Schweizerlandes, Zürich 1706/07.
- Adolf Dütsch*: Johann Heinrich Tschudi und seine «monatlichen Gespräche», Frauenfeld 1943.
- Rudolf Steiger*: Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733). I. Werdezeit (bis 1699). In: Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, Zürich 1927.
- Christian Walkmeister*: Johann Jakob Scheuchzer und seine Zeit. In: Bericht über die Tätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft während des Vereinsjahres 1895/96, 1897.
- Rudolf Wolf*: Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. I. Cyclus: Johann Jakob Scheuchzer, von Zürich, 1672–1733. Zürich 1858.
- B. Milt*: Johann Jakob Scheuchzer und seine Reise ins Land Utopia. In: Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, 1946.
- Hans Fischer*: Johann Jakob Scheuchzer, Naturforscher und Arzt. In: Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, 1972.

